

FREUDE UND HOFFNUNG, TRAUER UND ANGST DER MENSCHEN VON HEUTE

Erfahrungen diakonischer Pastoral in der Diaspora

Während bis in die 1960er Jahre über 90% der Deutschen einer Kirche angehörten, liegt der Anteil der Konfessionslosen in ganz Deutschland heute bei über einem Drittel der Bevölkerung. Die Christen stellen zusammen nur noch gut die Hälfte (katholisch: 28,5%; evangelisch: 26,5%). Diese quantitative Verteilung ist zugleich eine regionale: Während im Westen und Süden Deutschlands *konfessionelle* Diasporasituationen mit unterschiedlichen konfessionellen Mehrheiten herrschen, besteht in Teilen Nord- und Mitteldeutschlands sowie im Osten eine *religiöse* Diasporasituation. Hier bilden katholische und evangelische Kirchenmitglieder zusammen ein Fünftel bis maximal ein Viertel der Bevölkerung. Ostdeutschland ist damit eine der am stärksten säkularisierten Regionen Europas. Konfessionslosigkeit ist in der ehemaligen DDR auch ein Vierteljahrhundert nach dem Mauerfall die Regel, nicht die Ausnahme. Die junge Generation, die nach der Überwindung des SED-Regimes durch die friedliche Revolution geboren worden ist, bekundet in ähnlich hohem Ausmaß wie die Generation ihrer Eltern, nämlich mit einer Mehrheit von über 70%, noch nie an die Existenz Gottes geglaubt zu haben. Nirgendwo außer in Japan ist die Zahl derer, die einen persönlichen Gott bekennen, geringer als in den ostdeutschen Bundesländern (8% der Bevölkerung). Auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik glaubt immerhin 32% der Bevölkerung, d.h. fast die Hälfte der Christen, allerdings auch nicht mehr, an einen persönlichen Gott. Während dort der Schritt in die Konfessionslosigkeit weiterhin ein Schritt der Abgrenzung gegen eine Mehrheitskultur der Kirchenmitgliedschaft bedeutet, ist Konfessionslosigkeit in den ostdeutschen Bundesländern ein Zustand, der seit mehreren Generationen andauert, als normal empfunden wird und gesellschaftlich legitimiert ist. Kein Verhältnis zu einem religiösen Glauben zu haben ist hier nicht weiter rechtfertigungsbedürftig, nicht einmal erwähnenswert. Die Gottesfrage ist für die meisten Menschen in Ostdeutschland keine Frage. Religionslosigkeit ist hier deshalb keine dramatische Abkehr von einem verlorenen

oder verworfenen Gott. Not lehrt hier weder beten noch mit Gott zu hadern. Religiosität ist in dieser Gegend schlicht keine Kategorie der Selbstdefinition, weder durch Zustimmung noch durch Abgrenzung. Eberhard Tiefensee beschreibt die Auswirkungen der geringen Konfessionszugehörigkeit in den neuen Bundesländern folgendermaßen: «Ohne Konfession heißt mehr als nur fehlender Kirchenkontakt. Ein schwer genau zu beziffernder Anteil – wahrscheinlich der größte – hat auch keinen direkten Kontakt mehr zum Christentum und ist darüber hinaus sogar religiös unmusikalisch.»¹

Auftrag und Wesen der Kirche ist aber hier wie dort derselbe: In Wort, Tat und Gebet Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, zu verkünden. Christliches Leben und Selbstverständnis nimmt allerdings aufgrund der besonderen, mehrheitlich nichtreligiösen Situation in Ostdeutschland andere Gestalten an als in den (post-) volkswirtschaftlichen Gebieten West- und Süddeutschlands. Religiöse Symbolik, kirchlicher Jargon und überkommene pastorale Formate sind weitgehend unverständlich. Sofern sie nicht unter sich bleiben, treten die Kirchen in gewisser Weise aus der gewohnten Rolle des Gastgebers heraus und in die Rolle eines Gastes im Leben ihrer nichtgläubigen Mitmenschen hinein. Sie sind auch im Osten als «schöpferische Minderheit» (Bischof Gerhard Feige) von der Wiege bis zur Bahre diakonisch präsent, erfahren sich dabei aber stärker als in kirchlich sozialisierten Regionen als Lernende und Befragte. Seit der Wendezeit wurde eine Reihe innovativer Projekte entwickelt und erprobt, in denen Christen Nichtchristen rituelle und interpretative Begleitung im Leben, Reifen und Sterben anbieten. Es gibt Segensfeiern für Neugeborene in Krankenhäusern und nichtsakramentale kirchliche Alternativen zur Jugendweihe, Segnungen für Paare am Valentinstag und das Erfurter Weihnachtslob für Menschen ohne religiöse Vorerfahrungen. Neue Architektur schafft neue Möglichkeiten kirchlicher Präsenz und Zugänglichkeit in einer säkularen Stadt. Wichtige Erfahrungen machen Menschen schließlich in diversen kirchlichen Angeboten zum Umgang mit Sterben und Tod, etwa durch die nicht an einen Taufschein gebundene Urnenbestattung in einem Kirchenraum und durch Feiern des namentlichen Totengedenkens für Menschen, deren Angehörige anonym bestattet worden sind. Solche «Ritendiakonie» will ausdrücklich nicht vereinnahmen, sondern die christliche Option in gelebtes Leben von Nichtchristen einspielen. Sie hat zweifellos eine missionarische Dimension, verfolgt aber keinen missionarischen Zweck. Sie entspringt dem Bewusstsein christlicher Verantwortung für diese Welt. Sie ist im besten Sinne des Wortes Ausdruck nachbarschaftlicher Solidarität und christlicher Verbundenheit mit den nichtchristlichen und nichtreligiösen Zeitgenossen.

Drei Beispiele aus den ostdeutschen Diözesen Magdeburg, Erfurt und Dresden-Meißen mögen solche christlich-diakonische Zeitgenossenschaft

der katholischen Kirche in einer weitgehend säkularen Welt veranschaulichen: Kirchliche Lebenswende feiern in Halle an der Saale (*Diakon Reinhard Feuersträter*), das monatliche Totengedenken im Kolumbarium der Allerheiligenkirche in Erfurt (*Weihbischof Reinhard Hauke*) und architektonische und pastorale Konzepte der neuen Leipziger Propstei St. Trinitatis (*Propst Gregor Giele*).

Julia Knop

LEBENSWEINDE IN DER KIRCHE

Als ich vor 13 Jahren aus dem katholisch geprägten Münsterland in den Osten Deutschlands nach Halle an der Saale zog, um im Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara, einem Krankenhaus in katholischer Trägerschaft, meinen Dienst als Krankenhauseelsorger aufzunehmen, erfuhr ich eine Art Kulturschock. Bisher hatte ich überwiegend in einem Umfeld gearbeitet, in dem die meisten Menschen entweder der katholischen oder der evangelischen Kirche angehörten und auch die anderen einer christlichen Sozialisation kaum ausweichen konnten. Nun kehrte sich dieses Verhältnis um. Für mich bedeutete das, mich auf eine völlig andere Umgebung einzulassen, zu lernen und bisher Gewohntes und Praktiziertes einer Prüfung zu unterziehen. Maßstab meines Lernens war und ist dabei der Mensch, der mir begegnet, seine Erfahrungswelt, seine Einstellungen und Wertvorstellungen, auch seine spirituellen Vorstellungen und seine geschichtliche Prägung, der Hintergrund der DDR-Vergangenheit. Als Seelsorger wurde mir wichtig, mich von der Lebenswelt dieser Menschen berühren zu lassen, um authentisch, lebendig und erfahrbar vom Glauben an Jesus Christus zu erzählen. Die tradierte kirchliche Sprache, wie ich sie selbst von Kindheit an erfahren und gelernt hatte, traf in Halle auf Unverständnis und war fremd. Das galt auch für Bilder, Rituale, Gebete und vieles mehr. Ich musste eine neue Sprache lernen, die an die Lebenserfahrungen der Menschen dieser Umgebung anknüpft und sie mit der frohen Botschaft verknüpft. Der Erfurter Theologe und Philosoph Eberhard Tiefensee spricht in diesem Zusammenhang von einer Ökumene der «dritten Art» und der «christlichen Botschaft in areligiöser Umgebung»². In dieser Formulierung liegt für mich eine interessante Spannung, die eben nicht resignativ das Gegebene hinnimmt und sich zurückzieht, sondern in genau diesem Spannungsfeld einen spezifischen Auftrag erkennt. Für mich ist es immer noch spannend, in

die Lebenswelt dieser Menschen, besonders der Jugendlichen, einzutauchen, soweit dies eben für einen Menschen anderer Prägung möglich ist.

Erfahrungen, Herausforderungen und Chancen

Die meisten Menschen in den östlichen Bundesländern haben keinerlei Erfahrungen mit Kirche, Religion und Gott, keine positiven, aber auch keine negativen. Während mir im «Westen», wo der weitaus größte Anteil der Bevölkerung in seiner Sozialisation mit Kirche in Berührung gekommen ist, Menschen begegnen, die sich von der Kirche abgewandt haben, nicht selten auch durch Verletzungen, die ihnen durch ihre Kirche zugefügt wurden, kommt mir in der Begegnung mit den Menschen im säkularen Osten Deutschlands viel Interesse entgegen. Während es in den alten Bundesländern zum Teil sogar aggressive Haltungen gegen alles gibt, was auch nur entfernt mit Kirche zu tun hat, begegnet mir diese Haltung in den Gesprächen mit den Jugendlichen und deren Eltern, aber auch in den anderen kirchlichen Angeboten, nur selten. Stattdessen erfahre ich hier eine vorsichtige Neugier, eine erstaunliche Offenheit und den Wunsch nach Erfahrung und Auskunft. Es gibt durchaus so etwas wie eine Sehnsucht, glauben zu können.

Das ist eine große Chance und eine echte Frage an uns Christen, an die Kirchen. Unsere Kernkompetenz wird erfragt und herausgefordert. Manchmal ist ein stilles Staunen zu spüren, wenn unter Christen in einer säkularisierten Gesellschaft auch das einen Platz haben darf, was nicht direkt zu begreifen, nicht allein mit der Logik zu ergründen ist. Wenn gegen einen Trend zur Individualisierung die Gemeinschaftserfahrung wirkt und trotz Konsumorientierung und Pluralismus auf dem Markt der Sinnangebote sich Menschen als Christen bekennen und dennoch in der Vielfalt der Lebensentwürfe den des anderen respektieren und wertschätzen. In solchen Begegnungen geht es weit häufiger um existenzielle Fragen als um Fragen, die innerkirchlich diskutiert werden und in denen Kirche sich vielfach um sich selbst dreht. Meine Erfahrung mit der Feier der Lebenswende für Jugendliche, aber auch bei der Segnungsfeier für Neugeborene, in der Trauerbegleitung und bei Beerdigungen, ist, dass die Situation der «Gottesfinsternis»³ Chancen eigener Art birgt. Wo gar keine religiösen Vorstellungen vorliegen, müssen auch keine falschen zerstört werden.

Mit und durch Menschen, die keiner Religion angehören, erfahren wir Christen neu den Sinn der frohen Botschaft und den Reichtum unserer religiösen Rituale und Formen. Wir werden als Menschen angefragt, die Erfahrung mit der Frage nach Gott und mit Religion haben. Areligiöse Menschen haben in der Regel keine Bilder und Gleichnisse für die Situationen, in denen ihnen Gott begegnet, auch wenn sie selbst diese Begegnungen anders benennen.

Aber auch sie wollen Erfahrungen im Umgang mit Fehlern und Scheitern, der Endlichkeit des Lebens und Erfahrungen der Geborgenheit, der Vergebung und der Hoffnung thematisieren. Auch sie suchen Antworten in der Flut von Sinnangeboten. Vielleicht ist es vorschnell, nicht religiöse Menschen als religiös unmusikalisch zu bezeichnen. Vielleicht sind sie nur musikalisch nicht «ausgebildet». Vielleicht haben sie es bisher einfach nicht gelernt, diese Saite des Lebens zum Klingen zu bringen. Vielleicht trauen sie sich nicht, weil es dem bisher Erfahrenen so sehr widerspricht. Das Angebot der Feier der Lebenswende für Jugendliche macht sich mit ihnen auf einen Weg, ihre eigene Musikalität zu entdecken und zu entfalten. So kann gelingen, was Ignatius von Antiochien den Menschen in Ephesus ans Herz legt: «Nehmt Gottes Melodie in euch auf», um das eigene Lebensmotiv zu erspüren und die eigene religiöse und spirituelle Musikalität zu entdecken.

Feier der Lebenswende: Ein Angebot der katholischen Kirche für konfessions- und religionsfreie Jugendliche

Im Jahr 2001 begann die katholische Kirche in Halle mit dem Angebot der Feier der Lebenswende für religionsfreie Jugendliche. Unterstützt wird das Projekt vom Bonifatiuswerk der Deutschen Katholiken, dem Bistum Magdeburg und dem katholischen Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara, Halle. In den vergangenen 17 Jahren ist die Zahl der teilnehmenden Jugendlichen deutlich gestiegen. Waren es 2008, als ich die Verantwortung übernehmen durfte, 28 Jugendliche, wuchs ihre Zahl bis 2016 auf 675. Seit 2017 findet die Lebenswende ökumenisch statt. In diesem Jahr waren es über 700 Jugendliche aus rund 20 Schulen der Stadt Halle und des Umlandes. Sie bereiten sich in kleinen Gruppen von Januar bis Mai/Juni auf dieses Ereignis vor, um dann im Kreis von jeweils etwa 25 Gleichgesinnten die Feier zu begehen. Allein 2017 fanden über 100 Vorbereitungstreffen und Elternabende statt. Am Ende dieser Vorbereitungszeit steht die Feier in der katholischen Moritzkirche.

Worin gründet diese Anziehungskraft einer kirchlich getragenen Lebenswendefeier in einer weitgehend säkularen Stadt? Ein Aspekt ist sicherlich der steigende Bekanntheitsgrad dieses alternativen Angebots zu politischen oder säkularen Lebenswendefeiern. Geschwisterkinder waren schon dabei und Familien schließen sich an. Ein zweiter Punkt: In Halle/S. ist die Feier der Lebenswende in der Kirche kein Angebot einer konfessionellen Schule wie an anderen Orten, sondern ein offenes, schulübergreifendes Angebot. Die Eltern der heute 13 und 14jährigen sind drittens zu einem großen Teil «Wendekinder», die die Jugendweihe mit dem DDR-Regime in Verbindung bringen und für ihre Kinder ablehnen. Verstärkt wird dies noch dadurch, dass sich Ablauf und Form der Jugendweihe bis heute kaum verändert haben. Nach-

dem das Gelöbnis auf den sozialistischen Staat weggefallen ist, stellt sich heute umso mehr die Frage, auf wen oder für was die Jugendlichen «geweiht» werden. Bemerkenswert und erfreulich ist viertens, dass Eltern für ihre Kinder nicht nur eine Feier der Lebenswende, sondern auch eine Vorbereitung darauf wünschen. Es soll um Fragen des Erwachsenwerdens gehen und um Werte des Lebens, auch wenn dies meist anders formuliert wird. Auch bei den Elternabenden spielt die Wertefrage eine wichtige Rolle.

Die ökumenische Feier zur Lebenswende und ihre Vorbereitungszeit beinhaltet genau das. In vier Vorbereitungstreffen geht es um Fragen des Zusammenlebens und des Zusammenhaltes einer Gesellschaft, um die eigenen Wurzeln und die eigene Geschichte. Die Jugendlichen thematisieren, was ihnen wichtig und wertvoll ist und auf welchen Fundamenten sie ihr Leben aufbauen wollen. Sie sprechen über ihre Hoffnungen und Ängste. Was sie miteinander erarbeitet haben, findet in der Feier Ausdruck. Hier kommen die Jugendlichen selbst zu Wort. Im Wesentlichen gestalten sie ihre Feier selbst. Sie tragen die für sie bedeutsamen Wünsche, Hoffnungen und Lebensfragen in der Feier vor. So wird die Feier der Lebenswende für die Jugendlichen zu einem Meilenstein auf dem Weg des Erwachsenwerdens. Kirche ist dabei Gast im Leben der Jugendlichen und ihrer Eltern. Dennoch werden in einer für die Jugendlichen und ihre Eltern verständlichen Weise auch christliche Werte und der christliche Glaube vorgestellt und mit deren Leben verbunden. Dies ist gewissermaßen das Gastgeschenk, von dem wir Christen hoffen, dass es verstanden und angenommen wird.

Enorm wichtig ist natürlich die persönliche Glaubwürdigkeit und Kommunikationsfähigkeit derer, die sich als Verantwortliche in die Vorbereitung der Jugendlichen einbringen. In der Feier der Lebenswende selbst bin ich zunächst gar nicht ausdrücklich als Seelsorger, als einer von der Kirche, angefragt. Aber dadurch, dass ich bekanntermaßen auch Seelsorger, also einer von der Kirche bin, entsteht auch eine Erwartung. Dieser Erwartung muss ich authentisch nachkommen und sie muss sich in meiner Haltung ausdrücken, indem ich meine Deutungsmöglichkeiten, meine Glaubenserfahrungen, meine Theologie einbringe und zur Verfügung stelle. Das Angebot der Feier der Lebenswende hat so für mich auch eine missionarische Dimension, wenn sie auch keine missionarische Intention hat.

Ein wesentliches Charakteristikum des Angebotes der Feier der Lebenswende für konfessions- und religionsfreie Jugendliche, die den Übergang vom Kind zum Erwachsenen feiern wollen, finde ich in Apg 17, 18–28, dem Bericht über den Besuch des Paulus in Athen. Da fragen ihn die Athener: «Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du vorträgst? Du bringst uns recht befremdliche Dinge zu Gehör. Wir wüssten gern, worum es sich handelt.»

Paulus antwortet ihnen: «Athener, nach allem, was ich sehe, seid ihr besonders fromme Menschen. Denn als ich umherging und mir eure Heiligtümer ansah, fand ich auch einen Altar mit der Aufschrift: EINEM UNBEKANNTEN GOTT. Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkünde ich euch.» Der «unbekannte Gott», von dem Paulus spricht, wirkt nach meiner Überzeugung auch in der Begegnung mit den Jugendlichen und ihren Eltern. Das bringt mich immer wieder zum Staunen darüber, wie er sich in deren Sehnsüchten und Hoffnungen ausdrückt und mich dazu ermuntert, dies sensibel wahr- und aufzunehmen.

Ich halte es bereits für einen Segen, dass junge Menschen und auch ihre Eltern in unserer Gesellschaft einen Raum finden, solche Fragen zu stellen und gemeinsam nach Antworten zu suchen. Auch die Feier selbst ist ein Segen. Menschen feiern an der Nahtstelle vom Kind zum jungen Erwachsenen das Leben. Sie suchen nach Symbolen und Ritualen, die zu ihnen passen. Hier haben wir als Kirche reiche Erfahrungen – und Reichtum verpflichtet. Unsere Aufgabe ist es, aus dem Schatz dieser Jahrhunderte alten Erfahrungen das zu finden und ins Heute zu übersetzen, was den jungen Menschen, die sich uns Christen in dieser Vorbereitungszeit anvertrauen, hilft, die Fülle des Lebens zu entdecken und das, was sich nicht verbalisieren lässt, in Zeichen und Symbolen erfahrbar zu machen.

Ich habe in Halle an der Saale eine neue Sprache und ein neues Denken lernen müssen, das an den Erfahrungen der Menschen anknüpft, deren Biographie mit der Geschichte der DDR verknüpft ist. Das ist mir aufgrund meiner eigenen Biografie nicht leicht gefallen. Es gelingt nur dadurch, dass ich immer wieder genau hinhöre, versuche, in diese mir fremde Lebenswelt einzutauchen und mich selbst zu hinterfragen. Auch mein Glaube und seine Sprache, seine Formen und Rituale, stehen dabei in Frage und sind neu zu lernen, neu durchzubuchstabieren. Ich habe viel von diesen «areligiösen» und religiös «unmusikalischen» Menschen für meinen eigenen Glauben gelernt. Ihre Fragen und ihr Nichtverstehen haben mich selbst neu fragen lassen und mir eine größere Weite ermöglicht. Dafür bin ich den Jugendlichen, aber auch deren Eltern sehr dankbar.

DEN VERSTUMMTEN EINE SPRACHE GEBEN

Christliche Sinngebung in Freude und Leid

Bestattungskulturen. Erfahrungen eines Seelsorgers

Der Friedhof hinter der Basilika San Lorenzo in Rom war für mich eine tiefe Erfahrung, wie Menschen aus christlichem Denken Denkmäler schaffen, die vermutlich Schulden verursachten, aber zum Ausdruck bringen, wie wichtig den Nachfahren die Ehrung der Toten ist und was es den Angehörigen bedeutet, die Toten in der Geborgenheit Gottes zu wissen. Der christliche Glaube hat diese Bestattungskultur über Jahrhunderte geformt.

Die Teilnahme an einer nichtchristlichen Trauerfeier ist nach meiner Erfahrung für einen katholischen Geistlichen nicht oft möglich, weil er meist nur mit wenigen Menschen freundschaftlich verbunden ist, die keiner Kirche angehören. Als sich die Gelegenheit dennoch ergab, verband sich mein Interesse an der Ehrung des Verstorbenen mit dem Interesse zu erfahren, was gesagt und getan wird, wenn es keine christliche Auferstehungshoffnung gibt. Es war kein christlicher Geistlicher zur Trauerfeier eingeladen, vielmehr stand eine junge Trauerrednerin gleich zu Beginn der Trauerfeier am Ambo. Die Urne war großartig geschmückt. Schlager, die z.B. von der Hoffnung auf ein Verbleiben bei den Sternen sprachen, wurden gespielt. Die Rednerin ging sehr intensiv auf das Leben der Verstorbenen, ihren Charakter und letztlich auf die Hoffnung ein, dass die liebe Verstorbene auf einem Stern zu finden ist, der am Nachthimmel leuchtet.

Flächen von etwa 10x10 Metern bergen unter einer Jahreszahl und gepflegten Rosenstöcken eine Vielzahl an Urnen, die ohne Angehörige bestattet wurden. Nur der Friedhof weiß, wo sich welche Urne befindet. Zu persönlichen Gedenktagen oder zum Totensonntag kommen die Angehörigen und bringen Blumen, die dann irgendwo auf die Fläche oder an den Rand

gelegt werden. Die Anonymität der Bestattung, die von den Angehörigen entschieden oder von den Verstorbenen gewünscht wurde, weil «man keine Umstände» machen will, wird dadurch irgendwie aufgebrochen. Was macht man als christlicher Seelsorger in einer Stadt, in der die Menschen hilflos sind angesichts der Tatsache des Todes? Sie finden keine Worte, die passen. Sie kennen das Wort «kondolieren» nicht und sagen lieber nichts zum Thema «Sterben», weil sie nicht als Unwissende dastehen wollen. Ich denke, dass wir als Christen hier eine Aufgabe haben, mit dem Kult eine Sterbe- und Begräbniskultur zu den Menschen zu bringen, um ihnen aus der Sprachlosigkeit zu helfen.

Monatliches Totengedenken in Erfurt

Am 1.3.2002 wurde erstmalig ein Gedächtnisgottesdienst für Verstorbene gefeiert. Anlass war die Tatsache, dass nicht mehr für alle Verstorbene ein Gedenkgottesdienst oder eine Gedenkfeier geplant wird, ja sogar persönliche Begräbnisstätten nicht mehr gewünscht werden und anonyme Beisetzungen zunehmen. Die Bestatter berichten, dass vielfach wenige Wochen nach einer anonymen Bestattung die Angehörigen bei ihnen oder auf dem Friedhof nachfragen, wo denn die anonyme Bestattung stattgefunden hat. Aufgrund der vertraglichen Regelung ist eine Ortsangabe jedoch nicht statthaft. Im «Monatlichen Totengedenken» – so wurde der oben genannte Gedächtnisgottesdienst genannt – sollen nun alle Angehörigen die Möglichkeit erhalten, den Namen ihrer Verstorbenen in einem Totenbuch einzutragen, das danach in der Allerheiligenkirche einen ständigen Aufbewahrungsort hat, an dem auch Kerzen entzündet werden können. Ein kostbarer Bucheinband aus dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde dafür restauriert. Darin ist ein Buch eingelegt, in das die Namen eingetragen werden. 62 Eintragungen erfolgten schon gleich am 1.3.2002 und jeweils ca. 10 Eintragungen folgen bis heute bei jedem weiteren Gottesdienst. Als Termin für die Feiern wurde von Beginn an jeder 1. Freitag im Monat, 15.00 Uhr, entschieden – die Todesstunde Jesu, zu der schon immer die Totenglocke des Domes läutet, ohne dass viele Bewohner Erfurts den Grund dafür kennen.

Kolumbarien in der Allerheiligenkirche und in der Magdalenenkapelle

Im Zusammenhang mit der Entscheidung, die Trockenlegung und Sicherung der Außenwände und des Dachstuhls der Allerheiligenkirche in der Markstraße von Erfurt vorzubereiten, wurde auch der Auftrag an das Domkapitel gegeben, über eine zukünftige Nutzung der Allerheiligenkirche nachzudenken, die

dann ggf. bei der weiteren Sanierung zu berücksichtigen wäre. Die geschätzten Sanierungskosten betragen € 1,2 Mio. Bei einer solchen Summe war es naheliegend, nach weiteren Nutzungen der Kirche zu suchen. Angeregt durch Präsentationen im Internet, die von der Nutzung der Kirchen als Kolumbarien berichten, wurde das Konzept für eine partielle Nutzung der Allerheiligenkirche als Kolumbarium erarbeitet und durch die zuständigen Ämter der Kirche, der Stadt und des Landes genehmigt. Die Allerheiligenkirche schien dem Domkapitel aufgrund ihrer Lage und ihres Grundrisses geeignet für eine Begräbnisstätte zu sein. Da sie, erkennbar an den Grabsteinen hinter und in der Kirche, schon immer eine Grablege war und das neue Thüringer Bestattungsgesetz Urnenbestattungen in Kirchen zulässt, stellte eine Genehmigung kein großes Problem dar.

Nach einem Künstlerwettbewerb, an dem sich 2 Künstler und 3 Architekturbüros beteiligt hatten, wurde der prämierte Entwurf von Evelyn Körber gebaut. Es handelt sich um 15 Stelen, die aus geätztem Glas und hellem Langensalzaer Muschelkalk errichtet wurden. Die Urnenfächer wurden in 6 Etagen eingerichtet, wobei in jeder Etage 7 Urnen separat als Einzelgrabstätte oder mehrere Fächer für Familiengrabstätten gewählt werden können. 630 Grabplätze sind dadurch entstanden, die in kürzester Zeit vergeben waren. Die Liegezeit der Urnen beträgt wie auch auf dem Hauptfriedhof 20 Jahre ab der Erstbeisetzung. Eine Verlängerung ist z.B. bei Ehepaaren möglich, indem die Liegezeit des Erstverstorbenen auf die Liegezeit des zweitverstorbenen Partners verlängert wird. In der «Reservierungszeit» vorher fallen keine Kosten an. Nach Ablauf der Liegezeit erfolgt die Aufbewahrung der Asche in einem Karner hinter der Kirche, der am 1.4.2016 eingeweiht wurde. Die anfallenden Kosten für diese Beisetzungsform betragen derzeit € 1.100. In der Apsis des Nordschiffes, in dem das Kolumbarium eingerichtet wird, steht dann auf dem Altar das Totenbuch, in das beim Monatlichen Totengedenken die Namen der Verstorbenen eingetragen werden können. Das südliche Kirchenschiff steht für die Trauerfeierlichkeiten zur Verfügung. Es besteht die Möglichkeit für Christen und auch Nichtchristen, sich im Kolumbarium bestatten zu lassen. Derzeit gehören 50% der Plätze Katholiken, 30% evangelischen Christen und 20% ungetauften Bürgerinnen und Bürgern. Durch das Domkapitel als Träger des Kolumbariums wird diesen Nichtchristen, die ja keinen Pfarrer haben, die Gestaltung der Trauerfeier angeboten. Weltliche Redner erhalten keine Möglichkeit der Feiergusaltung.

In Thüringen ist die Urnenbestattung zur vorrangigen Bestattungsform geworden. Wenn auch das Erdbegräbnis der christlichen Tradition eher entspricht, so ist doch auch ein Ort der Beisetzung von Urnen eine denkwürdige Stätte, die an die Vergänglichkeit menschlichen Lebens erinnert und zugleich

im Raum der Kirche den Blick für die Ewigkeit eröffnet. Gerade in einer Stadt, in der ca. 75% der Bevölkerung ohne Religion lebt, ist ein solches Zeichen des Glaubens an die Auferstehung von besonderem Gewicht. Eine entschiedene Gestaltung kann den Osterglauben nahelegen und ausdrücken. Das Domkapitel hat durch dieses Projekt große Aufmerksamkeit gefunden und kann den Glauben an Tod und Auferstehung Jesu inmitten der Stadt auf diese neue Weise verkünden.

Wegen der großen Nachfrage wurde 2014 ein weiteres Kolumbarium mit 420 Plätzen in der nahegelegenen gotischen Magdalenenkapelle eröffnet. Sie wurde um 1850 profaniert und danach unterschiedlich genutzt. Nun ist sie ein Begräbnisort, an dem neben den Stelen Kunstwerke des Domes zu sehen sind, die das Thema «Tod und Auferstehung» behandeln und darstellen.

«Muss ich das auch noch tun?»

Wenn von diesen Projekten mit Seelsorgern und Gemeindemitgliedern gesprochen wird, kommt recht schnell der Satz: «Muss ich das auch noch tun?» Wer es tut, wird durch die Erfahrungen mit Menschen ermutigt, die voller Dankbarkeit wahrnehmen, dass das Leben nach dem Tod einen Wert hat und die Nachfahren durch das Gedenken der Verstorbenen eine neue Sensibilität für ihr eigenes Leben erhalten. «Zum ersten Mal konnte ich mit meinem Mann über unsere Grabstelle und Bestattung reden, als das Angebot des Kolumbariums bekannt wurde», so die Reaktion einer Frau, die sich mit ihrem Mann für eine Grabstelle angemeldet hatte. «Dann können wir im Tod wieder alle hier zusammen sein», sagte ein Familienvater, der für sich, seine Frau und die Kinder Grabstellen gekauft hatte. «Es ist ein wunderbarer Gedanke, einmal in einer so schlichten Kirche inmitten der Stadt begraben zu sein», sagte eine Frau, die sehr lebenslustig wirkte. Auch Trauungen und Taufen erfolgen im Kolumbarium mit der Begründung, dass dann auch die verstorbenen Angehörigen nah sind. Die Wertschätzung unserer christlichen Bestattungskultur, die durch Riten hilft, den Durchgang vom Tod in das Leben festlich zu gestalten, erfolgt bisweilen stärker von «außen» als von «innen». Dann entdecken wir neu, mit welchen Kostbarkeiten wir umgehen, und das gemeinsame Tun in der Gottesdienstgemeinde, die stellvertretend für die momentan oder dauerhaft stummen Angehörigen das Credo betet und singt, zeigt den Wert einer *Communio* auf, die mancher leichtfertig aufgibt, weil er sich die Kirchensteuer sparen möchte, und dabei zugleich die Hilfe aufgibt, die das Evangelium an den Rändern des Lebens geben kann. Wir müssen und können über missionarische Konzepte nachdenken. Wir können aber auch versuchen, dort zu sein, wo die Menschen angesichts von Leben

und Tod stumm geworden sind. Solche Stummheit kann aus Trauer ebenso wie aus Begeisterung resultieren, denn auch die Erfahrung von Liebe und neuem Leben kann verstummen lassen und bewirken, dass die Menschen am Pfarrhaus klingeln. Was geschieht dann?

PASSANTENKIRCHE. DIE NEUE PROPSTEI ST. TRINITATIS IN LEIPZIG

Als im Jahr 2008 klar wurde, dass in Leipzigs Innenstadt die neue katholische Propsteikirche gebaut werden kann, stand der Pfarrgemeinderat der Gemeinde vor der Aufgabe zu formulieren, welche Botschaft das neue Kirchengebäude nach außen in die Stadtöffentlichkeit vermitteln soll. Relativ schnell setzte sich dabei der Gedanke durch, das neu zu errichtende Bauwerk nicht allein aus der Gemeindeperspektive zu denken, sondern wesentlich, ja sogar vor allem, «vom Passanten her». Betrachtet man die religiöse Situation der Stadt Leipzig, in der nur noch rund 16% der Bevölkerung einer christlichen Kirche und rund 1% anderen Religionen angehören, bedeutet dieses Denken vom Passanten her, Menschen in den Blick zu nehmen, die mehrheitlich religiös indifferent sind, ein tief verwurzelt Desinteresse gegenüber religiösen Fragen mitbringen und zum Teil bereits in der dritten Generation keine oder kaum Berührungspunkte zu Kirche und Glauben haben. Dies führt zu einer verbreiteten großen Fremdheit und Scheu gegenüber religiösen Themen und Fragestellungen. Es ist also nicht Atheismus, die aktive und bewusste Ablehnung religiöser Antworten, sondern faktische und eher unreflektiert gelebte Distanz, mit der es das Christentum in Leipzig und darüber hinaus zu tun hat.

Der Pfarrgemeinderat der Propstei in Leipzig warb im Architektenwettbewerb um ein Verständnis dieser vorgefundenen Wirklichkeit und erwartete von den eingereichten Entwürfen, dass sie auf die beschriebene Fremdheit und Scheu gegenüber einem Kirchenbau behutsam eingehen. Der schließlich umgesetzte Siegerentwurf der Architektenbrüder Ansgar und Benedikt Schulz erfüllte auch in diesem Punkt am besten die Erwartungen. Die Lösung für die Aufgabenstellung, das Bauwerk auch vom Passanten her zu konzipieren, ist dabei nicht eine einzelne gestalterische Idee, sondern das Zusammenspiel mehrerer kleiner Einzelelemente. Die Vorbegehenden «lockt» das Bauwerk zum Beispiel mit einem passierbaren Innenhof zwischen Kirche und Gemeindezentrums, der von zwei so genannten «Brückenbauwerken» gerahmt wird.

Durch einen kleinen Brunnen mit Wasserfall und eine aufwendige Gestaltung lädt dieser Innenhof im Stile der in Leipzig weit verbreiteten Passagen zum Durchgehen und Verweilen ein, ohne den Besucher zu vereinnahmen. Wer sich auf diesen Weg zwischen Kirche und Gemeindezentrum einlässt, dem begegnen in beiden Bauwerkteilen große Fensterfronten, die Einblicke in das Gebäude und das darin stattfindende Gemeindeleben ermöglichen. Diese Idee ist gemeindeseitig mit der Hoffnung verbunden, dass die Transparenz und Offenheit Interesse und Neugier wecken und den Passanten ermutigen, das Bauwerk zu betreten. Des Weiteren wurde auf eine klare Abgrenzung des Grundstückes zur Umgebung verzichtet. Stattdessen setzt sich die Fußwegpflasterung im Innenhof fort, so dass der Besuchende nicht bemerkt, ob er sich schon auf dem Grundstück der Kirche befindet oder noch im öffentlichen Raum. Die Übergänge sind fließend, niederschwellig und einladend.

Nach inzwischen rund drei Jahren Nutzung des Bauwerkes durch die Gemeinde hat sich gezeigt, dass diese bauliche Entscheidung, vom Passanten her zu denken, auch eine Vorgabe für das Handeln der Gemeinde ist und sein muss, damit die Architektur nicht ein uneingelöstes Versprechen darstellt. Die bisherigen Erfahrungen zeigen dabei sehr deutlich, dass der nichtreligiöse Passant trotz großen Bemühens um niederschwellige und gut beworbene Angebote die klassischen Gemeindeveranstaltungen eher nicht wahrnimmt. Diese sind und bleiben binnenkirchlich orientiert. Stattdessen gilt es, als Gemeinde eigenständige Formate zu entwickeln, die einen Brückenschlag zum religiös nicht gebundenen Menschen der Stadt ermöglichen. Dazu zählt in der Musikstadt Leipzig natürlich wesentlich ein breit aufgestelltes kirchenmusikalisches Angebot, das über die Gottesdienstgestaltung hinausgeht. Neben der hohen Qualität der kirchenmusikalischen Angebote erweist sich dabei die Entscheidung, keinen Eintritt für Konzerte in der Kirche zu erheben, als passantenfreundlich und hemmschwellenminimierend. Gute Erfahrungen hat die Propsteigemeinde auch mit anlassbezogenen Veranstaltungen gemacht, die mit Kooperationspartnern durchgeführt wurden, die nicht zu den klassischen Partnern einer (ostdeutschen) christlichen Gemeinde gehören. So wurde im Jahr 2015 ein so genannter «Polizei-Dank» veranstaltet, zu dem 100 Beamte eingeladen waren, um ihnen für die zahlreichen und aufreibenden Einsätze im Umfeld der Leipziger Legida-Demonstrationen Dank auszusprechen. Für die meisten Polizisten war dies der erste Kontakt mit Kirche überhaupt. Bereits zum zweiten Mal wurde im vergangenen Advent unter dem Namen «12 nach 12 in der Propstei» eine Mittagsmeditation mit Musik und Impulsen angeboten, wobei die geistlichen Gedanken sich an der jeweiligen Tagesschlagzeile der örtlichen Regionalzeitung orientierten, die das Projekt mit Freixemplaren und umfangreicher Bewerbung unterstützte.

Neben diesen und weiteren Einzelveranstaltungen wirkt die Propsteigemeinde und ihr Bauwerk in die Stadtgesellschaft aber wesentlich durch einen

praktizierten Geist der Gastfreundlichkeit. Dazu zählen die jeden Tag geöffnete Kirche und die zahlreichen und stets kostenlosen Kirchenführungen. Diese ziehen die Besucher über das Interesse am Bauwerk an, führen aber durch die Atmosphäre des Kirchenraumes und die Gespräche häufig zu Fragen über Sinn, Spiritualität und Transzendenz. Daneben steht das Gemeindezentrum allen interessierten Nutzern offen. Über diese Nutzung des Bauwerks kommt die Gemeinde mit vielen gesellschaftlichen Gruppen in Berührung und Austausch, die man mit dezidiert christlichen Gemeindeangeboten nicht erreichen kann. Durch die Begegnung und Kommunikation entstehen dabei nicht selten Ideen für Kooperationen und weitere Zusammenarbeit, die den Weg öffnen für «mehr».

Das Denken vom nicht gemeindegebundenen Passanten her hat sich am Anfang für die Propsteigemeinde als anstrengend erwiesen, weil es für eine christliche Gemeinde bis heute häufig eine ungewohnte Perspektive ist. Das änderte sich mit einer fortschreitenden Einübung und Praxis dieser Denkweise und Haltung. Inzwischen erfährt sich die Propsteigemeinde als reich beschenkt – nicht nur durch ihren immer noch neuen Kirchenbau, sondern vor allem durch die vielen Begegnungen mit den Passanten, die zu Gast sind.

Anmerkungen

- 1 Eberhard TIEFENSEE, *Ökumene «der dritten Art»*. *Christliche Botschaft in areligiöser Umgebung*, in: DERS. – Klaus KÖNIG – Engelbert GROSS (Hg.), *Pastoral und Religionspädagogik in Säkularisierung und Globalisierung*, Münster 2006, 17–38, hier: 18.
- 2 Ebd.
- 3 So der Titel eines Buches von Martin BUBER, *Gottesfinsternis. Betrachtungen zur Beziehung zwischen Religion und Philosophie*, Zürich 1953.

Abstract

The Joys and the Hopes, the Grievs and the Anxieties of the Men of this Age: Diaconic experiences in Pastoral Care in a Situation of Diaspora. In a situation of religious diaspora the Catholic church is confronted with specific challenges and possibilities. Being less a host than a guest in a widely non-religious society she has the chance to develop new forms of pastoral care such as the following: christian «Lebenswende feiern», a certain ceremony considered as an alternative to confirmation and the former atheistic «Jugendweihe» (Youth consecration) especially in East Germany; new rites of Christian burial and of the Death anniversary, offering places of commemoration for those, who struggle with the hope for resurrection; new perspectives of Church architecture, which allow the inclusion and easy access of the passerby.

Keywords: diaspora – Lebenswende – confirmation – burial – death – Kolumbarium – Erfurt – Halle (Saale) – Leipzig – Propstei St. Trinitatis – hospitality